



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Hochzeit des Mönchs.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ein neues Gebiet, welches er fortan mit einer stetig wachsenden, nur ihm eignen und von niemand übertroffenen Meisterschaft kultivirte.



Die Hochzeit des Mönchs.



ine neue Erzählung des schweizerischen Dichters Konrad Ferdinand Meyer, der bei allem Erfolge in den Grenzen seiner Kraft und einer wirklich künstlerischen Produktion bleibt und jenem Dämon der Vielschreiberei, welcher an der Pforte der neuesten deutschen Literatur Seelen wirbt, nicht pflichtig wird, verdient sicher von vornherein die Teilnahme aller Gebildeten. Sie wissen eben, daß, was der Verfasser des Romans „Der Heilige“ auch bieten mag, keinem neuen Werke aus seiner Feder geistiger Reiz und seelische Belebung fehlen werden. Und selbst die kühlen Skeptiker, die an keinem Menschengeschick, weder wirklichem noch erdichtetem, mehr Anteil nehmen, aber sich des Genusses eines gebildeten Stils, eines fesselnden Vortrages noch nicht entschlagen wögen, sind sicher, ihre Rechnung in einer neuen Novelle K. F. Meyers zu finden.

Die Hochzeit des Mönchs (Leipzig, Verlag von S. Häffel) ist tausenden bereits durch die „Deutsche Rundschau“ bekannt geworden, sie wird auch als Buch viele, welche sie bisher noch nicht kennen gelernt haben, entzücken. Sie ist, wie dies bei Meyer schon mehrfach der Fall war, eine Doppelerzählung, das heißt eine Erzählung, die von einer bestimmt charakterisirten Persönlichkeit in einem gleichfalls vorgeführten Kreise vorgetragen wird. Das Hauptbild ist von einem künstlerisch wertvollen Rahmen umgeben, und, was bei modernen Bildern häufig vorkommt: man darf sich sogar fragen, ob nicht der Rahmen wertvoller sei als das Gemälde. Für die geistigen Gourmands, denen der Erzähler als solcher wenig oder nichts gilt, ist die geistvolle Einleitung und sind die an sie geknüpften Zwischenspiele der Novelle sicher die Hauptsache und bedingen die Schätzung des Werkes.

Wir werden zum Eingang nach Verona und an den Hof des Cangrande, jenes Scaliger versetzt, der den exilirten Dante Alighieri mehrere Jahre lang beschützte und gastlich bei sich aufnahm. Ein muntreer Kreis sitzt um den Fürsten vereinigt vor der Herdflamme und erzählt nach wälscher Sitte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Novellen über das Thema: „Plötzlicher Berufswechsel mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange.“ In die Mitte der Heitern tritt der Dichter der „Göttlichen Komödie“ herein,

wie wir ihn träumen: ernst, feierlich, herb und gebieterisch; die Diener haben vergessen, in seinem Zimmer Feuer anzuzünden, und er kommt, sich am Herde des Cangrande zu wärmen. Von allen Seiten bestürmt, an der geselligen Unterhaltung teilzunehmen, erzählt er die Geschichte eines entfetteten Mönchs, der „nicht aus eiguem Triebe, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen verkannt hätte, sondern einem andern zuliebe, unter dem Drucke eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich wird, sich selbst mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und nicht drückte.“ Aus einer Grabchrift, die er vor Jahren bei den Franziskanern zu Padua gelesen: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin“ entwickelt Dante seine Novelle. Er führt seine Hörer in die Tage des furchtbaren Ezzelino da Romano, des Gewaltherrschers von Padua und Verona, welche für Cangrande und seinen Hof wie für den Erzähler selbst doch nicht viel über ein Halbjahrhundert zurückliegen. Aber indem Dante seine Geschichte erzählt, vor der Gesellschaft gleichsam erfindet, fügt er derselben dadurch einen neuen Reiz hinzu, daß er die Namen und Gesichter der Anwesenden benutzt und sie den Gestalten seiner Novelle leiht. Der Mönch, um den es sich handelt, ist der Franziskaner Astorre Bicedomini, aus edelm Paduaner Hause, beim Beginn der Geschichte im dreißigsten Lebensjahre stehend. Er hat vor und seit einem Jahrzehnt seine Gelübde geleistet und mit Hilfe des heiligen Antonius auch gehalten. Jetzt entreißt ihn ein verhängnisvolles Unglück seiner Familie den stillen Klostermauern. Sein älterer Bruder Umberto Bicedomini, der aus erster Ehe drei blühende Söhne besitzt, führt auf Andrängen seines Vaters eine zweite Gemahlin, Diana Pizzaguerra, heim. Die hochzeitliche Barke fährt auf der Brenta dahin, Ezzelin, der gefürchtete Stadtherr, grüßt vom Ufer aus die Neuvermählten. Im Übereifer, den Gruß zu erwidern, bringen sie die Barke aus dem Gleichgewicht, alle in ihr Sitzenden versinken im Strom. Ob schon rasche Hilfe zur Hand ist, gelingt es doch nur, Diana, die Braut Umbertos, zu retten, der Bicedomini und seine Knaben ertrinken. Da eilt denn der Mönch Astorre mit der Unglücklichen zum Palast seines Geschlechts, den greisen Vater zu trösten. Ezzelin, der Tyrann, ist ihnen schon zuvorgekommen, und der alte Bicedomini rast unbekümmert vor dem Gewaltigen seinen Schmerz und seine Verzweiflung aus und bringt zugleich ein päpstliches Breve zum Vorschein, nach welchem für den Fall, daß der Stamm der Bicedomini bis auf Astorre erlöschen sollte, der Mönch von seinen Gelübden los und ledig gesprochen wird. Nur auf ihn selbst soll es ankommen, ob er im Kloster verbleiben oder an die Welt zurücktreten und sich vermählen will. Der alte Bicedomini klammert sich in seiner Verzweiflung natürlich an diese Aussicht und beschwört, als in Gegenwart Ezzelins Astorre und die unglückliche Diana vor ihn treten, den Sohn,

sich mit der jungfräulichen Witwe des Bruders zu verloben. Mit Gewalt ringt er dem Widerstrebenden, der nur die Seele des Vaters retten will, das Versprechen ab, dem Kloster zu entsagen, und stirbt, nachdem die Hände Astorres und Dianas ineinandergefügt sind. Diana zieht sich in den Palast ihres Vaters zurück, Astorre, der sich plötzlich als Herr des Hauses Vicedomini sieht, läßt sich weltliches Gewand reichen und versucht, sich in der neuen, nie zuvor geträumten Situation zurechtzufinden. Nur wenige Tage vergehen, da beginnt die Lust am Leben in ihm zu erwachen, und zu gleicher Zeit überkommt ihn der Zweifel, ob er in Diana Pizzaguerra die rechte Gattin gefunden habe. Und zu unglücklicher Stunde, während er mit seinem Freunde Ascanio die Außerlichkeiten seiner Vermählung ordnet oder vielmehr dieselben von Ascanio ordnen läßt, wird in Astorres Seele eine Erinnerung wachgerufen. Er hat einige Jahre zuvor als geistlicher Tröster die letzte Stunde des Grafen Canossa geteilt, den Ezzelins Argwohn und Tyrannei zum Richtblock verdammt, und hat bei dieser Gelegenheit die junge Tochter des Unglücklichen erblickt, welche umsonst ihr Haupt für den Vater darbot. Der entkuttete Mönch geht aus, auf der Brentabrücke bei einem Florentiner Goldschmied den Ring zu kaufen, dessen er zur Vermählung bedarf, hält zwei Ringe in seiner Hand und läßt, während die germanische Leibwache Ezzelins über die Brücke reitet, einen der Ringe fallen, der von einer Fose aufgerafft und im kindlichen Spiel ihrer jugendlichen Herrin an den vierten Finger der linken Hand gesteckt wird. Da tritt Astorre hinzu und erkennt in dem jungen Mädchen das Kind wieder, dessen zartes Haupt er auf dem Blocke gesehen hatte. Es ist Antiope Canossa, deren thörichte Mutter sofort an den denkwürdigen Zufall die ausschweifendsten Hoffnungen knüpft. Und als nun vom Haushofmeister der Vicedomini die Gräfinnen Canossa für den gleichen Abend zu den Sposalizien Astorres geladen werden, da hält sich die Mutter vollends überzeugt, daß der seitherige Mönch ihr Kind wählen müsse. Sobald daher Astorre in die Mitte seiner Gäste tritt und in wohlgeordneter Rede den ernststen Entschluß verkündet, der Hinterlassenen seines Bruders die Hand zu reichen, bricht die Halbwahnsinnige erbittert gegen ihn los und führt eine Szene herbei, in der die gereizte Diana die jugendliche Antiope ins Angesicht schlägt und in deren Folge die ganze Gesellschaft bestürzt auseinandergeht. In der Erregung dieses Augenblicks kommt es dem Vicedomini vollends zum Bewußtsein, daß ihn eine heiße Leidenschaft für Antiope ergriffen hat. Noch hat er Selbstbeherrschung, Erkenntnis seiner Lage und der ehernen Gesetze der Welt genug, daß er sich den Forderungen seiner Freunde beugt. Ascanio, der Neffe des Tyrannen, schreckt ihn aus seinem Liebestraum sanft empor, sein Schwager Germano aber erklärt, durch seine eigne rasche Werbung um die Hand Antiopes der durch seine Schwester Diana schwer verletzten Genugthuung geben zu wollen. Willenlos begleitet Astorre den zuversichtlichen Germano zum Palast Canossa, wo der Kriegsmann Ezzelins seinen Spruch ungeschickt genug auftragt

und mit einem Korbe abgewiesen wird. Indem er sich zurückzieht, vergißt er ganz, den Verlobten seiner Schwester Diana mit sich davonzuführen. Und nun beherrschen sich die beiden nicht länger, sie überlassen sich ihrer Leidenschaft, und Astorre, nachdem er vor der Mutter gelobt, Antiope als sein Weib zu ehren und zu schützen, gewinnt einen Mönch des Ordens, dessen Rutte er selbst vor einigen Tagen abgeworfen hat, ihn zur Stelle mit der Jugendlichen, deren Liebreiz ihn berauscht, zu trauen. Ascanio kommt zu spät hinzu, um den Frevel abzuwenden, und kann jetzt nur auf die Macht und das Wort seines Oheims Gzzelin hoffen, vor dessen Gericht die Neuvermählten am andern Morgen geleitet werden. Der Tyrann hat seine eignen Gedanken über den Ausgang dieser Dinge, in denen alles unabwendbares Schicksal scheint. Aber er entspricht allen Wünschen des Neffen und tritt gebieterisch zwischen die rachedürstenden Pizzaguerra und den vermählten Mönch, er läßt die edeln Geschlechter von Padua in den Palast Vicedomini, um, wie gebräuchlich, Hochzeit mit Masken zu feiern. Selbst die verschmähte Diana verspricht, dabei zu erscheinen, fordert aber von ihrer jungen Nebenbuhlerin Antiope, daß diese reuig und demütig komme, um ihr den Ring vom Finger zu ziehen, welchen sie, die Pizzaguerra, noch von Antiopes Gemahl trägt. Astorre, der die wahre Meinung Dianas nicht ahnt, zwingt an dem festlichen Abende sein junges Weib, das Verlangen Dianas zu erfüllen. Mitten im Getümmel ermordet nun die Erbitterte mit einem silbernen Pfeil die schöne Antiope. Der hinzukommende Astorre fällt in der Raserei des Schmerzes den Bruder Dianas mit dem blutigen Pfeil an und wird, indem er ihn niederstößt, von dem Schwert des Kriegers zum Tode getroffen. „Der Mönch, von Ascanio gestützt, that noch einige Schritte nach seinem Weibe und bettete sich, von dem Freunde niedergelassen, zu ihr, Mund an Mund.“

Bis zu diesem Schluß seiner Erzählung hat Dante sich von seinen Hörern gelegentlich unterbrechen lassen und ihren Einwürfen und Fragen Rede und Antwort gestanden. Jetzt schneidet er weitere Betrachtungen über seine Novelle ab. „Dante erhob sich. »Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt, sagte er, und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns alle.« Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg.“ So klingt die Novelle aus, wie sie begonnen, und neben den Gestalten des Abenteurers selbst bannt sie die des großen Florentiners vor den innern Blick der Leser.

Es ist eine reife Anmut und viel Geist in dieser Art des Vortrages, und die Farben der Zeit, obschon sie knapp und maßvoll verwandt sind, leuchten uns kräftig entgegen. Die ganze Schöpfung bekundet wiederum die frische Stärke der Phantasie des Dichters und seine Fähigkeit, die Leser auf einen einsameren Pfad nachzuziehen, auf welchem sich ihnen hundert neue Aussichten

und Einsichten eröffnen. Inmitten der individualitätslosen Produktion unsrer Zeit ist die ganze Erzählung jedenfalls so erquicklich, als inmitten der herrschenden Stilverwilderung der klare, sichere Satzbau, die Feinheit, die Beweglichkeit und sinnliche Anschaulichkeit des Ausdrucks. Aber zwei Bemerkungen, die zugleich allgemeine Betrachtungen in sich schließen, drängen sich uns doch bei und nach der Lektüre der „Hochzeit des Mönchs“ unwiderstehlich auf.

Die Novelle gleicht in ihren Grundzügen einer der altitalienischen Novellen. Wir nehmen bei Meyers unbezweifelster Erfindungskraft an, daß sie keine solche sei. Aber sie hat mit diesen Novellen den jähen Wechsel von Glück und Unglück, den rapiden Gang der Handlung, das ungestüme Aufflammen der Leidenschaften gemein. In den altitalienischen Novellen werden diese Dinge und die unerhörtesten Begebenheiten mit larger und für unsre Empfindung unzulänglicher Motivierung erzählt. Indem der moderne Dichter es unternimmt, eine reiche Handlung, die Luigi da Porta oder Bandello auf wenigen Seiten vorgetragen haben würden, in unserm Sinne psychologisch deutlich, menschlich möglich zu machen und sie unserm Gefühl zu vermitteln, giebt er den Vorteil, den die knappe, zwingende, mit einem Wort den Seelenzustand der Handelnden bezeichnende Art der Alten hat, aus der Hand.

Doch dies würde am Ende wenig besagen — wir würden der bloßen Relation auch der interessantesten Vorgänge nur mäßige Teilnahme entgegenbringen. Bedenklicher scheint, daß die Zueinanderschachtelung zweier Erzählungen — die Szenen, in denen Dante auftritt, in denen er sich unterbricht und unterbrochen wird, sind ohne Zweifel eine Erzählung für sich — bei unserm Dichter zu einer Art Manier wird. Wir glauben zu fühlen, was ihn in diese Manier hineintreibt. Mit unserm Begriff von der künstlerisch objektiven, realistisch-lebendigen Erzählung ist das erläuternde Dreinsprechen des Autors, das Reflektiren über seine Gestalten und Situationen schlechtthin unvereinbar. Gleichwohl traut der moderne Dichter seinen Lesern nicht Phantasie, nicht Feinfühligkeit, nicht nachsinnenden Anteil genug zu, um von selbst die interessanten und wichtigen Konsequenzen zu ziehen, welche sich aus seiner Erfindung ergeben. Da muß denn die Rahmenerzählung ins Mittel treten. Nun bleibt es zwar wahr: der Maler thut besser, gewisse Momente seines Bildes durch Arabesken zu erläutern, die er um dasselbe schlingt und in die er seine Nebengedanken verflacht, als auf gut altgermanische Manier den Leuten Zettel aus dem Munde hängen zu lassen. Süßcher aber wäre es doch, der Maler und in diesem Falle der Dichter bedürften weder des einen noch des andern. Den Dante, wie ihn uns die „Hochzeit des Mönchs“ einmal gezeigt, möchten wir uns jetzt nicht nehmen lassen, ein nächstesmal aber hoffen wir, daß Konrad Ferdinand Meyer ganz auf freien Füßen stehe und uns selbst auf der Stelle in die Mitte seiner Erzählung hineinzuversetzen wisse.